

Aus dem Leben eines Arbeiters oder warum er Sozialdemokrat wurde

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **7 (1913)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedichte eines Proletariers.

Verlorenes Lied.

Mir ging ein Sang verloren, ein wunderbares Lied,
Es war im Schmutz geboren und ist im Schmutz verglüht.
Es kam aus ödem Dunkel ein Ton, so heiligrein!
Gleich edlem Lichtgefunkel aus hellem Wunderstein.

Ich kann das Lied nicht finden, weiß doch die Melodie,
Und kann sie nicht ergründen, so herrlich schön war sie!

Im Lärm.

In das wilde Durcheinander
Kalter, klirrender Maschinen
Bricht die Sonne —
Wunderbar!

In dem lauten Alltags Hasten,
In des Werktags schrillum Lärmen
Wird mir große
Botschaft klar.

Mögen auch die Räder klirren,
Riemen sausen, Wände beben,
Fenster zittern
Jahr für Jahr —

In das öde, kalte Hasten,
In das häßliche Gelärm
Bricht die Sonne

— — — Wunderbar . . .
Max Bartel.

Aus dem Leben eines Arbeiters oder warum er Sozialdemokrat wurde.

Als Sohn armer Eltern wurde ich im Jahr 1873 zu Ipsach bei Nidau geboren. Kaum zwei Jahre alt verlor ich meinen Vater durch einen Unglücksfall; er ließ meine Mutter mit drei kleinen Kindern zurück. So klein ich war, mag ich mich doch noch an den Vater erinnern, wo er mich anlässlich der Taufe meines jüngern Bruders Rudolf den Gästen vorstellte und mich bis zur Diele emporhob. Nach seinem Tode, der vier Tage nach dem Unglück erfolgte, bekamen wir nach und nach Not und Elend zu spüren. Wohl war meine Mutter emsig bestrebt uns davor zu bewahren. Aber bald stellten sich, wohl infolge ungenügender Nahrung, Krankheiten ein, denen mein Bruder Rudolf nicht stand zu halten vermochte und sehr bald dem Vater nachfolgte. Als sich dann meiner Mutter Gelegenheit zu einer zweiten Ehe bot, griff sie zu, darin einen Rettungsanker erblickend. Aber oh weh, es stellte sich bald heraus, daß sich dieser Mann um uns keinen Pfifferling kümmerte, uns im Gegenteil wo immer nur möglich ver-

folgte. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder. Nun fing das Darben erst recht an. Dazu kam noch, daß dieser Mann durch verfehlte Spekulationen um sein bißchen Geld kam und als es nicht mehr ging, er das Familienleben satt hatte und das Weite suchte, ohne sich um uns zu bekümmern. Mit dem Spinnen von Wolle und Karten derselben, suchte die Mutter uns durchzubringen. Aber dies reichte nicht aus. In der Not wollte sie dann das Geld von meinem Vater, das er durch Fleiß und Sparsamkeit erworben hatte, erheben. Aber da kam sie schon zu spät, weil ihr der zweite Mann das Büchlein entwendet hatte.

Jetzt was anfangen? Da war guter Rat teuer. Nach dem damaligen Armengesetz des Kantons Bern, kümmerte sich unsere Heimatgemeinde kein Jota um uns, andere Gemeinden hüteten sich wohl uns irgendwie zu helfen. Gerade das Gegenteil war der Fall, wir wurden von Gemeinde zu Gemeinde geschoben, ja es kam die Stunde, wo wir kein Obdach mehr hatten. Zu Fuß unter großen Entbehrungen, dem Sterben nahe, schleppte uns unsere Mutter bis zu den nächsten Verwandten. Diese nahmen uns auf, wenn auch nur für kurze Zeit, wohl darum, weil sie selber zu kämpfen hatten um durchzukommen. Endlich hatten wir notdürftig Unterkunft gefunden, aber es fehlte an allem. Milch und Brot bekamen wir wochenlang nicht. Meine Schwester, die zwei Jahre älter war als ich, half was sie konnte. Tage und Wochen lang sammelten wir die kleinen Kartoffeln auf dem Felde, die dann für das ganze Jahr langen mußten. Endlich ließ sich die Gemeinde herbei, uns zu gewähren, alle Tage Schotte (Käsmilch) in der Käferei zu holen, aber je größer die Kinder wurden, desto größer war die Not. Unsere Wohnung wurde uns gekündigt, niemand hätte uns ein Obdach gewährt. So verschlug uns das Schicksal wieder in eine andere Ecke des Kantons Bern. Dort wurde ich schulpflichtig. An Hohn und Spott fehlte es nicht, umsomehr da ich in Ermangelung einer Hose im Rock zur Schule mußte. Endlich wurde der Mutter ein Paar Hosen geschenkt, die sie mir dann umänderte. Ich weiß noch ganz gut, wie wir, von der Schule heimkommend, die Mutter bestürmten, uns Brot zu geben, aber mit Tränen im Auge mußte die Mutter uns sagen, daß sie überhaupt nichts zu essen habe. Schöne Geschichten halfen uns dann den Hunger wieder vergessen. Gute Nachbarnsleute und Kinder, mit denen wir in Berührung kamen, beschenkten uns mit Brot und Kuchen, ja es wäre der Mutter bald wieder möglich gewesen besser durchzukommen. Aber gewissen Dorf- magnaten lag die arme Familie schwer auf dem Magen, obschon sie uns in keiner Weise eine Unterstützung zukommen ließen. Das Bettelpack mußte fort, obschon unsere Mutter es nicht übers Herz gebracht hätte, uns zum Betteln anzuhalten, lieber wäre sie mit uns Kindern verhungert. Es gelang, daß wir wieder vertrieben wurden. Wir kamen in eine Gemeinde, in der wir schon früher waren. Wie es kam, weiß ich nicht, aber dort wurden wir endlich der Mutter abge-

nommen und als Verdingkinder auseinandergerissen. Die Mutter nahm eine Stelle als Haushälterin an, sie mußte aber für die Kinder so viel zahlen, daß für sie per Jahr nur noch neunzig Franken heraus-schauten. So bekamen wir die Mutter selten mehr zu sehen, obschon sie uns gerne besucht hätte. Meine Schwester hatte ein solches Verlangen nach der Mutter, daß sie alle Tage weinend zu mir kam. Eine Gehirnentzündung machte ihrem Leben ein Ende. Von allen Geschwistern bin ich im Laufe der Jahre allein zurückgeblieben. Nicht daß ich es etwa besser getroffen hatte, aber als Knabe wußte ich mir besser zu helfen. Nein, ich wurde derart gehalten, daß ich ernstlich daran dachte meinem Leben ein Ende zu machen. Ich trug wochenlang einen Strick bei mir, um bei der ersten besten Gelegenheit davon Gebrauch zu machen. Ein Besuch der Mutter zerstreute dann meine Pläne, indem sie mir mitteilte, sie habe bald soviel erspart, daß ich ein Handwerk erlernen könne, dann müsse ich es besser haben.

Ich fügte mich in mein Schicksal und dann kam die Zeit, da ich konfirmiert wurde. Ich hatte ordentlich Stolz, hatte ich doch das erste mal in Lederschuhcn ausrücken können. Nachdem mich eine schwere Krankheit wochenlang ans Bett gefesselt hatte, konnte ich endlich in die Lehre treten. Ich bin wahrscheinlich zum Böshaben geboren, denn auch da kam ich in Verhältnisse, die mir nicht zusagten. Spiel und Trunk, sowie andere Laster, von denen ich vorher keine Ahnung hatte, gähnten mir alle Tage entgegen und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte es mich in den Abgrund des Lasters gerissen. Aber die gute Erziehung, die uns die Mutter trotz der Armut zukommen ließ, vermochte mich über Wasser zu halten.

Von da an fing ich an zu denken über die Zukunft, über meinen bisherigen Lebenslauf, Religion u., dies um so mehr, weil die Methodisten, die dort festen Fuß gefaßt hatten, ebenso die Neutäufer stets auf mich eindrangten, mich ihnen anzuschließen. Ich las ihre Schriften, aber weiter war ich nicht zu bringen. Ich fragte mich, warum wollen die dich jetzt, früher fragte uns kein Mensch etwas danach. Ich sah zu und konnte sehen, daß nicht nur wir arm und verlassen waren, sondern daß es deren viele gibt. Ich dachte mir: Rettet zuerst die Hungrigen, die Verstoßenen, ich komme mit meinem Glauben schon durch die Welt, denn es standen auch in den Traktätli die Worte Christi: Was ihr dem Aermsten tut unter euch, das habt ihr mir getan.

Aber das waren bei ihnen leere Worte. Selbstgerecht gingen sie ihrer Wege mit den Worten auf den Lippen: Herrgott, ich danke dir, daß ich nicht bin u.

Je mehr ich nachdachte, desto mehr wurde ich davon abgestoßen. Ich betrat jahrelang keine Kirche mehr, weil ich sehen mußte, daß die schönen Worte, die alle Sonntage von unseren Herren Pfarrern gesprochen werden, verhallen wie der Klang einer Glocke. Man hört sie gerne, die Worte von der Nächstenliebe, von der Brüderlichkeit, aber

mit dem Tritt aus der Kirche glaubt jeder seine Pflicht getan zu haben. Bei der ersten Gelegenheit wird eine arme Familie als Bettelpack, als Gefindel tituliert, obschon die Armut keine Schande sein soll. Wo immer möglich sucht einer den andern zu übertölpeln, und diese alle wollen Christen sein, die die Armen, wie uns, nirgends dulden; denen es gleichgültig ist, ob diese genug zu essen haben, die ihnen Schotte statt Milch gönnen, während die Käiber solche in Ueberfluß bekommen. Nein, da kann ich nicht mitmachen, sondern ich muß diese Christen sein wollende Gesellschaft anklagen des schweren Verbrechens, als Mörder; denn meine Geschwister sind sämtlich infolge Unterernährung, Trennung von Mutter und Geschwistern, gestorben, was alles verhütet worden wäre, wenn der Wille dazu dagewesen wäre. Und wäre die Hilfe frühzeitig genug gekommen, so wäre es vielleicht möglich gewesen, mit wenig Mitteln uns beisammen zu halten; denn am guten Willen der Mutter fehlte es nicht.

Wie es nun bei uns Handwerksleuten geht, kam ich als Arbeiter mit vielen Meistern in Berührung. Als dann die Zeit kam, wo ich als stimmfähiger Bürger meine Pflicht tun sollte, da hatte ich mich bald entschieden. Ich konnte nur da mithelfen, wo der feste Wille vorhanden war, helfend einzugreifen, und das tut nur die sozialdemokratische Partei. Wohl führen die andern auch schöne Worte im Munde, aber ich kannte sie genügend, diese Heuchler. Daß ich recht hatte, habe ich später auch noch oft fühlen müssen. Wie oft mußte ich doch, weil ich für das gute Recht der Mitarbeiter einstand, andere Arbeit suchen. Aber das war noch mein Trost: Einen kleinen Lohn gibt's überall, große sind ja in der Schweiz nicht üblich. Ich kam durch wie andere auch, die da meinen, sie dürfen durchaus nicht murren, sonst kommen sie um ihre Arbeit. Immer mehr mußte ich einsehen, daß die Arbeiterschaft in Knechtschaft lebt, daß eine große Zahl derselben bereits so abgestumpft ist, daß sie alles über sich ergehen lassen und immer mehr und mehr zu Sklaven werden. Kein Wunder, wenn große Massen von der Kirche, von der Religion nichts wissen wollen, weil sie sehen, daß alles faul ist. Auch ich bin einer von denen. Auch hier wollen wir als Mensch leben, als Mensch behandelt werden, und wenn's dann im Jenseits noch besser kommt, so schadet's auch nichts. Bete und arbeite, heißt es im Bibelbuch. Schon recht, aber viele arbeiten, ach gar so lange und müssen gleichwohl darben, andere arbeiten nicht und leben in Saus und Braus. Diese alle wollen Christen sein, ja die letztern wollen noch die bessern sein, sie befehlen überall, während der schlichte Arbeiter nichts zu sagen hat. Es ist gerade das Gegenteil was Christus wollte, oder woher holte er seine Jünger? Wie hat er die Reichen beurteilt, dem Armen geholfen, die Verstoßenen aufgerichtet u. s. w. Man sieht, die heutige Religion ist ein Trugbild von dem, was Christus wollte. Sie steht im Dienste des Kapitals und nur wenige Verkünder des Wortes Gottes finden den Mut, es offen zu sagen und wie werden diese angefeindet?

Eine solche Kirche kann dem Arbeiter wenig helfen, da bleibt er am besten fern, aber wenn mal die Religion kommt, die Christus verkündet hat und auch gehalten wird, wohl an, dann sind wir auch dabei; dann wird wahr werden, was der Sozialismus will: nämlich Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Wenn das kommt, so wird es keine so Arme mehr geben wie wir waren, dann werden die Kinder auch nicht vor Hunger und Elend sterben. Trotzdem ich nicht oft zur Kirche gehe, werde ich kämpfen für diese drei bis an mein Ende. Immermehr Streiter, nicht nur beim Arbeiter, auch bei den Herren Pfarrern wird es geben, die mitkämpfen Schulter an Schulter, Mann für Mann für die wahre Religion der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; dann erst wird kommen das Reich Gottes.

Büchertisch.

Nicht Friede, sondern Schwert! Predigt, gehalten am 8. Dezember 1912 in der Kirche von Oberstrass in Zürich von E. Ragaz. Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins.

In großen Zügen behandelt die Predigt das aktuelle Thema: Krieg und Frieden. Sie ist ein ergreifendes Dokument einer wilden, zerrissenen Zeit, einer Welt voll Krieg und Kriegslärm und zugleich voll Friedenssehnsucht und Friedensverheißung. Tief führt sie in die ganze Not, in die Widersprüche dieser Welt ein. Aber je mehr sie uns in dieselben einführt, desto mehr weckt sie die Hoffnung. „Das Göttliche muß die Welt beunruhigen, die größte Liebe, die die Welt gesehen hat, erregt den größten Zwiespalt in der Welt.“ So kann man auch in den Kämpfen, die die heutige Welt erschüttern, ihre Wirkung spüren.

Die Predigt ist ein ernstes, männ-

liches Wort an solche, die sehen wollen, denen weiche, sentimentale Friedensphantasien nicht genügen, die aber auch nicht an die Möglichkeit glauben können, daß die Welt der Gewalt mit bloßer Gewalt überwunden werde. Sie will dazu anleiten, das Reich der Gewalt so zu besiegen, daß es völlig entwertet wird. Sie fordert zum Kampf auf; aber dieser Kampf soll den Menschen in die höchste Sphäre erheben. Führen kann ihn nur, wer allem Gemeinen, Rohen den Abschied gibt. „Das Göttliche allein darf das Schwert bringen.“ Das Reich der Gewalt wird nur fallen, wenn nicht nur das Schwert, sondern auch das Kreuz zu seinem Rechte kommt. „Ich glaube, daß nur eins uns und der Welt hilft: wenn wir den Weg Jesu gehen. Was in Jesus verbunden ist, muß auch von uns verbunden werden, das Schwert und das Kreuz.“ M.

Redaktionelle Bemerkungen.

Diese erste Nummer des neuen Jahrgangs zeigt, da sie nur einen längeren Aufsatz enthält, eine große Mannigfaltigkeit. Diese ist aber doch durch eine innere Einheit verbunden: alle Beiträge weisen auf die neuen Aufgaben, neuen Ziele, neuen Wahrheiten hin, vor die wir gestellt sind. Der Aufsatz über Strindberg zeigt besonders die Zerrissenheit unserer Zeit, aus der wir hinaus wollen, das Chaos aus dem eine neue Gestalt der menschlichen Dinge hervorgehen soll. Darum eignet es sich besonders für diese Neujahrsnummer und kommt nicht post festum. Eine besondere Freude ist es uns auch, gleich in dieser Nummer einer Frau das Wort geben zu dürfen.

Probehefte dieser Nummer stehen zur Verfügung. Wir bitten unsere Leser, davon zur Propaganda Gebrauch zu machen und wünschen im übrigen allen ein gutes Jahr!

Redaktion: Liz. J. Matthieu, Gymnasiallehrer in Zürich; E. Ragaz, Professor in Zürich; E. Stückelberger, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn Ragaz zu senden. — Druck und Expedition von R. G. Zbinden in Basel.